Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 12 (2005)
Heft: 131

Artikel: Raus aus der Stube - rein in die Stuben
Autor: Riklin, Adrian
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-885231

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Raus aus der Stube – rein in die Stuben

Erst war sie Ort der Zwangsverwandtschaften, dann der Wahlverwandtschaften und schliesslich der Party – neuerdings macht sie sich in der ganzen Stadt breit: Die Stube. Privates wird öffentlich, Öffentliches privatisiert. Aus dem Notizenbuch eines Stubengehers.

von Adrian Riklin und Florian Bachmann (Bilder)

Hier berichtet einer, der kommt aus bildungsbürgerlich aufgeheizter Stube. Sieht also die Menschen an den Tischen im beleuchteten Raum hinter den hohen Fenstern im dunklen Winterabend. 10. Januar, Ruhbergstrasse 52. Es ist Sonntag und kalt. Tritt ein und steht an die Bar. Jetzt hält er schon ein Glas in der Hand, Roten, und bleibt hängen am breitformatigen Bild hinter der Theke, Vergrösserung eines Schwarzweiss-Fotos, das von der Wand hinter der Bar in den Raum strahlt: Männer und Frauen in dunklen Wintermänteln an einem verschneiten russischen Provinzbahnhof, vor kurzem grad aus dem Zug gestiegen. Es ist eine sibirische Kälte auf diesem Bahnhof und äusserst ungemütlich, Schichtwechsel, denkt man bildungsbürgerlich, steigt drei Stufen hoch, an der Küche vorbei, und betritt einen zweiten Raum, leer alles, kein Tisch kein Stuhl, nur ein langes Regal, drauf: Trophäen und Pokale, und an der Wand eine Landkarte von Galizien.

Im Winterquartier

Wo bis in die frühen Siebziger ein Quartier-Lädeli war und bis vor wenigen Monaten ein galizisches Clublokal, ist seit diesem Winter der Verein «Winterquartier» domiliziert. Heutabend gibt's «Warme Musik und warmes Essen»: Älplermakkaroni, Suppe und Salat, B. (Kontrabass) und C. (Hammond-Orgel) spielen Jazz auf einer zusammengezimmerten Kleinstbühne. Fünf Holztische stehen im Raum, bei vieren sind schon alle Stühle besetzt. Aus gutem Haus setzt man sich an den fünften, noch leeren Tisch, bestellt einen Salat und Älplermakkaroni, studiert die klingenden Namen (Kostadinov, José Ramon, Bebeto) auf dem Mannschaftsposter von Deportivo La Coruna aus dem Jahre 1995, das noch immer an der Wand hängt.

Winterquartier: Der Name des Vereins ist Programm. Damit ist mehr als die Winterheizung gemeint. Auch braucht es im Winterquartier keine Fauteuils, Polstergruppe und Vorhänge, um Gemütlichkeit zu suggerieren. Die Inneneinrichtung ist karg, aufs Wesentliche konzentriert. Die Warmherzigkeit, die den hohen Raum erfüllt (die Zwischendecke haben die Winterquartierler entfernt), mag mit seiner südländischen Geschichte zusammenhängen. Doch woher diese Vertrautheit schon beim ersten Besuch? Die Gastgeber/innen des Winterquartiers verfolgen keine kommerziellen Absichten. Ähnlich wie bei ihren Vorgängern geht es um ein persönliches Bedürfnis, das sie mit anderen teilen möchten. «Art.2, Absatz 2: Der Verein hat das Ziel, gesellschaftliche und kulturelle Aktivitäten anzubieten und zu leben», steht in den Statuten. «Art.2, Absatz 4: Der Verein fördert die Gemeinschaft und versteht sich als Gegenpol zur Vereinsamung und Individualisierung. Art.4, Absatz 2: Die Mitgliedschaft wird durch das Bezahlen des Mitgliederbeitrags von Fr. 1.- pro Vereinsjahr erworben.»

D., einer der Initianten, stellt zwei Tendenzen fest: einerseits (vor allem bei den über 30-Jährigen) den Rückzug ins Private, anderseits (vor allem bei den unter 30-Jährigen) die «Pflicht zum Ausgang», die mehrheitlich mit Konsum verbunden ist. Das Winterquartier versteht sich dazwischen: offene Stube, in der man sich aufwärmen und mit andern ins Gespräch kommen kann. Wo die Gäste auch dazu eingeladen sind, Eigenes mitzubringen: Kuchen, Musik – oder Aufmerksamkeit. Sonntag für Sonntag, und manchmal auch mittwochs.

Das Wiederaufleben einer neuen alten Warmherzigkeit, die vielleicht nur deshalb möglich ist, weil es sich nicht um ein offizielles Lokal handelt, das mit Pressetexten buhlt und in Veranstaltungsagenden hofiert. Sondern ein offenes, das es zu entdecken gibt.

Kinderstuben

Der hier berichtet, Jahrgang 1967, schnalzt nicht beim Älplermakkaroni-Essen und görpst nicht beim Trinken. Ist überaus anständig, ausser er hat zuviel getrunken. Dann vergisst er seine Kinderstube (vielleicht wehrt er sich dann noch immer gegen das beklemmende Körpergefühl des künstlerisch wertvollen Schneidersitzes, mit dem er als Kind in Elterns Stube sass). Aus guter Kinderstube kommt man also ins Gespräch mit den Frauen, die sich zu Tisch gesetzt haben. Erinnert sich E., Jahrgang 1967, an die Stube ihrer Kindheit in St.Gallen, denkt sie zuerst an Weihnacht, sieht das Beige der runden Polstergruppe, in deren Mitte ein Tisch steht und der Tannenbaum. Die Vorhänge sind geschlossen, die Kerzen leuchten. Sie hat gute Erinnerungen: Geborgenheit, Schutz und Wärme. Anderseits: Langeweile an den Sonntagnachmittagen, nachdem man am weissgedeckten Tisch zmittag gegessen hatte (nur sonntags, sonst in der Küche). Gähnendes Sofa, das einen fast verschlingt. Stundenlange Monotonie der Formel-1-Motorgeräusche. Vater als Programmdirektor, ausser bei Flipper und Lassie.

F., Jahrgang 1971, die als Arbeiterkind in Kleinbasel aufwuchs, erinnert sich zuerst an ein grosses Jugendstil-Buffet, dessen Türgriff so geformt war, dass sie es als Auto-Steuerrad benutzte. Die Stube ein Kinderspielzimmer – mit Ruhezeiten, wenn Pappa fern sah oder die Kinder «Im Reich der wilden Tiere». Auch F. hat gute Erinnerungen – Gefühl von Wärme, wenn sie an ihre Kindheitsstube denkt. Die Stube der einzige (mit einem Elektro-Öfeli) geheizte Raum der Wohnung – und so der Aufenthaltsort der ganzen Familie, wo man die meiste Zeit verbrachte.

Doch gibt es auch Stuben, die tot sind – und traumatische Erinnerungen wecken. Sterile, staublose Räume, in denen Kerzen ungebraucht herumstehen. G., Jahrgang 1969, erlebte seine Kindheit als Sohn eines Forschungsleiters in einem Industrieunternehmen. Für ihn war die hallenartig grosse Stube ein Ort der feiertäglichen Zwangstreffen. Ansonsten: tot – Archiv und ungenutzte (Schallplatten-)Sammlung des Vaters.

An der Bar steht H., Jahrgang 1948, der seine Kindheit in den Fünfzigern in St.Gallen erlebte. Die 17-Quadratmeter-Stube des Sohnes einer italienischen Fabrikarbeiterin und eines italienischen Fabrikarbeiters in einer 4-Zimmer-Wohnung (ein Zimmer wurde an einen italienischen Gastarbeiter vermietet) war vollgestellt mit: 1 Diwan, 1 Tisch, 4 Stühle, 1 Radio-Tischlein, 1 Salon-Tischlein mit den «Gelben Heften» und dem aktuellen Charles Veillon-Katalog, 2 Fauteuil-Stühle mit Holzlehne (grün), 1 Buffet mit Glas-Vitrine, 1 Nähmaschine und 1 Holzofen. Zu Weihnachten klappte Pappa das Nähmaschinen-Tischchen runter und stellte das Tannenbäumchen drauf. Für H. ist dieser Stuben-Alltag heute ein Sinnbild für zwangslose Normalität: «Alle sassen wir gemeinsam in der Stube, ich, meine Schwester und meine Mutter, und keiner musste einen Ton sagen. Man war einfach.»

«Vielleicht», sagt H. und nimmt einen Schluck vom Roten, «suchen das viele heute, diese Möglichkeit, zu reden oder nicht zu reden.» Parlierend an der Bar, findet er, der heute in einer loftartigen, karg eingerichteten Wohnung lebt, den nahezu idealen Zustand zwischen Nähe und Distanz – und damit auch zwischen Intimität und Öffentlichkeit.

Beim Soziologen

Was aber geschieht mit einem Menschen, dessen tradierte Beziehungen zerbröseln oder zerstört werden? Woher dann holt sich dieser Mensch das Grundeinkommen an Wärme? Und wie hält es im Zeitalter der permanenten Arbeitsplatz-, Wohnort- und Lebenspartnerwechsel der moderne Nomade? Wie schafft er es, seine innere Stube immer wieder neu einzurichten?

Peter Gross, Soziologie-Professor an der Uni St.Gallen, will darüber nicht in seiner Wohnstube sprechen. Er sei noch einer der Soziologen, die trennen zwischen Privatem und Öffentlichem. Also treffen wir uns im soziologischen Seminar an der Tigerbergstrasse.

Gross unterscheidet drei Stuben: Die erste, jene der Generation der Grosseltern der heute 30- bis 40-Jährigen, bezeichnet er als einen «selten geöffneten, intimen Raum, der hauptsächlich der Familie und der näheren Verwandschaft vorbehalten war» – Ort der Zwangsverwandschaften, der nur in den seltensten Ausnahmefällen für einen weiteren Kreis geöffnet wurde.

Die zweite Stube, jene der Eltern der heute 30-40-Jährigen, öffnete sich insoweit, als sie zum Raum für Freunde und Bekannte wurde – Ort der Wahlverwandschaften. Bei den heutigen 30-40-Jährigen hat sich dieser Raum noch weiter geöffnet: Gross spricht von einem Patchwork aus unterschiedlichsten Modellen – vom halböffentlichen Partyraum in der WG bis zur Interio-Kuschellandschaft des Zweierpärchens, das sich nach wilderen Zeiten zwischen 20 und 30 ins wohlgehütete Privatleben zurückgezogen hat.
Und dann die vielen Singles, Ein- und Zweizimmer-Wohner/innen, die es versäumt haben, eine Stube einzurichten. Der hier berichtet, ist einer davon. Über Jahre hinaus dachte er, dass er das gar nicht nötig habe, in gewisser Weise wehrte er sich gar gegen jegliches Aufkommen von Gemütlichkeit in seinen wechselnden Wohnungen, das liebliche Gedeihen der Zimmerpflanze war ihm Grund zur wiederholten Wohnungsflucht. Tunlichst vermied er es, sich zu installieren, schwere Tische und grosse Büchergestelle waren ihm ein Graus, ebenso kam ihm bis zum heutigen Tag kein Sofa in die Hütte. So lebte er in Provisorien, die Adressen wechselten schneller als die Jahreszeiten, und die Bücher schmorten ungelesen in antiquarischen Bananenschachteln, derweil A. sich die Tage und Nächte in fremden Stuben um die Ohren schlug, vorwiegend in solchen, die genug öffentlich waren um nicht zu privat und genug privat um nicht zu öffentlich. Und natürlich machte er Bekanntschaften mit ähnlich Bewegten, lernte I. kennen, die in einer Eineinhalb-Zimmer-Wohnung lebte und sich ihr Stubengefühl in der benachbarten Genossenschaftsbeiz holte, kam ins Gespräch mit K., der allein in einer 4-Zimmer-Wohnung hauste, aber schon nach wenigen Minuten in seinem Sofa von derart heftiger Unruh gepackt wurde, dass er auf und aus der Wohnung und schleunigst in ebendiese Beiz schoss, wo er einen mehrfachen Lebensabend verbringt.
Da der Mann aus gutem Haus aber nie oft und lang im selben Lokal verweilte, weil es ihm dann zu gemütlich wurde und privat, pendelte er zwischen den Lokalen. So sah man ihn älter werdend durch die Strassen und Gassen der Stadt gehen, manchmal schien ihm, als wär das Gehen zwischen den Wohnungen und den Lokalen die eigentliche Daseinsform, in der er sich am ehsten zuhause fühlte. Die Kurzaufenthalte in den Lokalen, stehend an der Bar: kleine Erholungspausen vom Gehen und den fliegenden Gedanken, die ihm kamen.

Der Mann aus gutem Haus: notorischer Sohlenschleifer, regulärer Asphaltwetzer, gründlicher Kleinstadtflaneur.

Deutschlands Wohnzimmer

Wie soll man sich das heutige Durchschnittswohnzimmer vorstellen? Die Hamburger Werbeagentur Jung von Matt hat es nachgebaut. In «Deutschlands häufigstem Wohnzimmer» sitzt Sabine (Deutschlands häufigster Vorname), 38, gerade auf einem terrakottafarbenen Sofa, schaut aus einem gardinenumflorten Dreifachfenster heraus, an dem eine Holzsonne klappert, und telefoniert. Neben ihr ragt eine helle Schrankwand empor, mit beleuchteter Vitrine in mediterranem Design. Auf dem Glastisch vor ihr liegen der Kölner Stadtanzeiger und eine aufgeschlagene Fernsehzeitschrift. Telefonieren ist die Lieblingsfreizeitbeschäftigung von Sabine. Ansonsten kocht sie gerne. Jetzt betritt Thomas, 41, VW-Passat-Fahrer, Fussball- und Formel-1-Fan, das Wohnzimmer, das 22 Quadratmeter gross und 2,65 Meter hoch und Teil einer dreieinhalb-Zimmer-Wohnung mit insgesamt 89, 4 Quadratmetern ist.
«Deutschlands häufigstes Wohnzimmer» ist kein Museum, in dem abgedrehte Agenturleute in einer Art Puppenstube die Welt des Normalbürgers besichtigen können. Das agentureigene Wohnzimmer dient ihnen als inspirativer Konferenzraum. Um dabei die passenden Eingebungen zu erhalten, war ihnen kein Detail zu klein. Sogar der frische Geruch kommt nicht von ungefähr. Zunächst hatten sie angenommen, dass es in einem deutschen Wohnzimmer immer nach etwas riecht – Zigaretten, alte Socken, Essensgerüche. Bei ihren Hausbesuchen aber roch es meist erstaunlich frisch. Die Sofas im agentureigenen Wohnzimmer werden täglich mit dem passenden Raumparfüm eingesprüht.
Parfümierte Gemütlichkeit, hygienisch einwandfreie Familienverhältnisse. Kein Schweiss- und schon gar kein Stallgeruch. Gleichzeitig haben die Schadstoffbelastungen in Innenräumen zugenommen – umso brisanter, als sich Menschen in einem hochindustrialisierten Land wie der Schweiz über 80 Prozent ihrer Lebenszeit in geschlossenen Räumen aufhalten. Polituren, Entfettungsmittel, Sprühreiniger, Öfen, Klimaanlagen, Luftbefeuchter, ja sogar Zimmerpflanzen und Haustiere vergiften das Klima – und können die Gesundheit gefährden.
Der Preis dieser Über-Hygiene ist die natürliche Geborgenheit – und damit auch die körperliche Nestwärme. Jener «erstaunlich frische Geruch», den die Werber von Jung von Matt in den deutschen Wohnzimmern ausmachten, ist künstlich: das Resultat einer kollektiven Verdrängung der natürlichen Gerüche (selbstverständlich werden auch Haustiere parfümiert).
So hat Deutschlands häufigstes Wohnzimmer nur noch wenig mit Stube zu tun. Bill Gates will das «digitale Wohnzimmer», und in amerikanischen Schaukelstühlen nicken präparierte Urgrosseltern. In der alten Stube hingegen wurde transpiriert (das althochdeutsche «stuba» bedeutet «heizbares Gemach, Baderaum»).

Gähnendes Sofa, das einen fast verschlingt. Stundenlange Monotonie der Formel-1-Motorgeräusche. Vater als Programmdirektor, ausser bei Flipper und Lassie.

Präparierte Gemütlichkeit

Demgegenüber parfümierte Gewöhnlichkeit – oder gar: präparierte Gemütlichkeit. Zum Beispiel in der «Waldegg», dem Erlebnisrestaurant bei Teufen. Hier wird Stallgeruch lebensmittelhygienisch einwandfrei und chemikalisch hoch stehend simuliert. Gleiches gilt für den angegliederten «Schnuggebock», «Grosis Bauernhaus als nostalgisches Erlebnis, in Stube, Stall, Küche, Mägde-, Knechtechammer und Keller». Besonders beliebt: Das «Wald-WC».
«Willkommen in der Gemütlichkeit der guten alten Zeit!», frohlockt ein Faltblatt des «Schnuggebock». «Sie lassen die Hektik des heutigen Alltags hinter sich zurück und befinden sich nun plötzlich im heimeligen Bauernhaus der Familie Dörig in den dreissiger Jahren

des vorigen Jahrhunderts.» Betont wird: «Wir haben streng darauf geachtet, dass wir Ihnen, lieber Gast, ein nostalgisches Erlebnis bieten können, bei dem jedes kleine Detail stimmt.»
Und dann der Stall: «Der eigentliche Stall, dort wo jetzt die Gäste genüsslich an den Tischen mit den Strohballen sitzen, ist wie das ganze Innere des Schnuggebocks sorgfältig nach alter Tradition gebaut. (...) Der Stallgang zwischen den beiden Broggen, der Fletschig (Mistgraben) ist natürlich nicht vorbildrichtig gefüllt, sondern blitzsauber geputzt, damit Sie trockenen und sauberen Fusses in die gute Stube gelangen können.» Wobei: «Die Stube ist etwas voluminöser geraten als im normalen Appenzellerhaus, damit sich auch eine grössere Anzahl Gäste an ihr erfreuen kann. Im Zentrum steht der grüne Kachelofen und darum herum die typischen Möbel und all' die Dinge, die Grosis Stube so gemütlich gemacht haben. (...) Wenn man sich in der Stube umsieht, dann kommt einem doch sofort das Bild des ein Lindauerli schmauchenden Grossvaters in den Sinn, und man stellt sich Grosi daneben vor, die Füsse auf einem Schemeli, umwickelt mit einer selbstgestrickten Wolldecke. Selbstverständlich schnurrt ein zufrieden blinzelndes Chätzli zwischen den beiden.»
Die Sehnsucht nach der «wirklich authentischen Atmosphäre», sie muss grenzenlos sein. Nur leider ist sie alles andere als wirklich authentisch. In einer Zeit, da «Authentizität» zur Stilfrage verkommt, ist das nicht erstaunlich. Authentisch proletarisch gilt, wer stilecht görpst, auch wenn er eigentlich ein Herrensöhnli ist und die kunstvoll kunstlose Görpserei im stillen Kämmerlein fleissig eingeübt hat. Authentisch feinschmeckerisch und glaubwürdig kompetent in existentiellen Fragen rund um teuren Wein, Luxus-Weiber und Kunstgesang gilt, wer beim Probieren des edlen Tropfens ein bezauberndes Mündchen macht und mit dunklen Augen hellsichtig in die Ferne schweift.
Die Sehnsucht nach dem individuellen Stil, auch sie muss grenzenlos sein. Auch wenn dieser alles andere als individuell ist, geschweige denn echt. So muss das wohl auch bei den Wohnungseinrichtungen sein. Früher war das noch einfacher: Da konnte man sich schon nach wenigen Augenblicken ein Bild machen von der Herkunft des Bewohners. Heute ist oft nicht mehr erkennbar, wer aus welcher Sozialstube kommt. Natürlich: Der Neureiche verrät sich auch heute noch vielerorts dadurch, dass er sakrale Altäre (Barock-Schrank) gegen profane austauscht (Plasma-Bildschirm) – Szenografien, die auch in Lokalen zu sehen sind, so etwa im Café Süd in St.Gallen, unter Stadtgängern gemeinhin «Aquarium» genannt. Sonst aber: Dadurch, dass heute nicht mehr die gewachsene Form dominiert, sondern die Suche nach dem individuellen Stil, ensteht eine wilde Mixtur – präparierte Spontaneität, einstudierte Authentizität.
Zum Beispiel der Mann aus guter Stube: Nachdem er die Bücher in der väterlichen Wohnzimmer-Bibliothek aufgeschlagen hatte, war es um ihn geschehen. Einmal nur schon genügte, ein einziges Mal, und er war vergiftet. Ja, es war die Stube, wo er sich diese jahrzehntelang wirkende Vergiftung holte. Und je mehr er sich gegen die gesammelte Philosophie wehrte, sich Abstinenz verordnete von all dem altklugen Denken übers Leben und Denken übers Fühlen und Denken übers Denken, desto mehr dachte es in ihm übers Denken über das Denken übers Leben.
Und so begann er eines Tages mit dem Ausräuchern. Statt zu studieren, qualmte er jahrelang in der Gegend herum, und allmählich, mit den Jahren, so dachte er zumindest, war der bildungsbürgerliche Gestank seines Körpers, seiner Unterwäsche, seines Kittels und alsbald auch seiner Wohnungen bis hin zu den Treppenhäusern veritabel übertüncht mit dem standesgemässen Charaktergeruch eines stilechten Zweitwagen-Raucherabteils. Gut so, dachte er, jetzt muss ich nur noch die Sprache verändern und die Gestik auswechseln, und das Leben kann beginnen.

Kaffeetrinken in der Stickerei

Zum Beispiel in der Café-Bar «Stickerei». Sitzt also an der Bar und schaut in den Spiegel. Nicht schlecht, denkt er, die Art und Weise, wie ich so tue, als würde ich so tun, als würde ich Kaffee trinken, obwohl ich ihn trinke. Und er schriftstellert schneeblind vor sich hin und sieht sich zu, wie er tut, als würde er Folgendes schreiben: «Der Spiegel, in den ich schaue, hängt in jedem Traum. Er ist immer derselbe.»

Einmal nur schon genügte, ein einziges Mal, und er war vergiftet. Ja, es war die Stube, wo er sich diese jahrzehntelang wirkende Vergiftung holte.

Vor allem aber ist er ganz privat hier. Wie alle an diesem schönen Samstagnachmittag. Doch manchmal will es nicht ganz gelingen, das private Lächeln, das man aus der Manteltasche zaubert: zuviele Falten im öffentlichen Gesichtsausdruck.
In der einen Ecke steht ein Plüsch-Sofa, daneben eine Zimmerpflanze, dazu ein Tischchen. L. und M. sitzen im Sofa, trinken Tee und schauen sich etwas verliebt in die Augen. Würde man ein Foto schiessen, mit eben diesem Ausschnitt, beim Betrachten des Bildes würde man wohl eher meinen, die Liebeszene spielte sich in einer privaten Wohnstube ab. Tatsächlich verhält sich das Paar so, als wären sie zuhause, sie haben sich hier im öffentlichen Raum eine ganz private Situation eingerichtet – Fortsetzung des Privaten im öffentlichen Raum.
Vielleicht ist es mit den zeitgenössischen Liebesgeschichten so wie mit den Möbeln: Was einst in der Privatstube herumlag, wird nun in den öffentlichen Raum transferiert. Und umgekehrt: Was einst zum Mobiliar der öffentlichen Lokale gehörte, landet Jahre später in Privatwohnungen. So sitzt man dann bei N. zuhause auf einem alten Plüsch-Sessel aus dem alten Seeger und schaut sich bei O. auf einem alten Kino-Sessel aus dem alten Apollo Stummfilme an aus den Zwanzigern. Bald weiss man nicht mehr, ob man sich in einer privaten oder in einer öffentlichen Stube befindet. Und so sieht man die eine oder andere kunstvolle Ausgabe zeitgenössischer Liebschaft ausgestellt hinter der Schaufensterscheibe eines zeitgenössischen Cafés. Lieben sie sich nun privat in der Öffentlichkeit oder öffentlich im Privaten? Oder handelt es sich bei der Affäre um dieselbe Nostalgie, mit der nun an den Tischen die noch unbekannten Jungdichter P. und Q. sitzen, deren standesgemäss bleiche Gesichter mit dem Anknipsen des dazugehörigen Lesélämpchens aus den Sechzigern mit einemmal ins poetische Licht gerückt werden? Auf den Faltenlinien der hellbeleuchteten Stirnen buchstabieren sich heimliche Novellen, während dezente Klaviermusik, leichter Jazz, erklingt. Die Täuschung ist perfekt: Das Klavier steht gegenständlich im Raum, doch die Töne kommen aus diskreten Lautsprechern. Wir befinden uns in einer Inszenierung – und damit auch in einer der Gefühle.
Solchen Selbstinszenierungsluxus kann sich nur leisten, wer genügend privilegiert ist. Die Gesellschaft in der «Stickerei» bildet nur einen kleinen Ausschnitt aus der hiesigen Bevölkerung ab. Kaum vertreten sind – abgesehen von jenen, die aufgrund ihrer sozialen Beziehungen auch mit 1000 Franken im Monat problemlos durchs Leben kutschieren – jene rund 250 000 Menschen in der Schweiz, die gemäss einer unlängst veröffentlichten Nationalfondsstudie, obwohl sie arbeiten, unter dem Existenzminimum zu leben haben, das heisst, nach Abzug von Wohn- und Gesundheitskosten mit weniger als tausend Franken pro Monat auskommen müssen. Die Zahl der working poor in der Schweiz ist seit den Neunzigern kontinuierlich gestiegen, der Ausländeranteil beträgt 59, der Frauenanteil 61 Prozent. Insofern hat das 1. Mai-Plakat aus den Zwanzigern, das an der Wand in der Stickerei hängt, rein nostalgischen Charakter: Hinter blanksauberem Glas ver-

liert es an jeglicher Gegenwärtigkeit – und damit auch an Relevanz: Der Klassenkampf als ästhetische Dekoration für die linksliberale Wohlfühl- und Feinschmeckergesellschaft.
Und auch R., der nun die Stickerei betritt, seinen Mantel an den Garderobenkleiderbügel hängt und dann, ohne den schwarzen Hut vom Kopf und seinen melancholischen Ausdruck vom Gesicht zu nehmen, an die Bar tritt und einen Whiskey bestellt, ist ein gepflegter Dreitagebart-Nostalgiker, der sich den Luxus leisten kann, so zu tun, als wäre er ein kleiner Tom Waits. Es gehört zum guten Ton, sich mit den Insignien des Aussenseiters zu schmücken. Will heissen: Der junge Mann aus gutgeheizter Stube verkleidet sich an diesem dunkelkalten Winterabend als Tramp, während A. auf dem Holzstuhl in seiner 2-Zimmer-Wohnung sitzt und Schönerwohnen übt, so tut, als fühlte er sich wohnungshalber zuhause, ernährungshalber Spaghetti kocht, beleuchtungshalber eine Kerze anzündet, stimmungshalber Carla Bruni hört und gewohnheitshalber Zigaretten raucht, um dann übungshalber in den Wintermantel zu stürzen und aus der Wohnung.

Wehmut in der Soundstube

Zum Beispiel in die Soundstube. Mittwoch, 19. Januar, kurz vor zehn Uhr abends. Der Mann aus gutem Haus öffnet die Tür der «Splügen-Ecke», dem kleinen Lokal im Häuschen neben der stadtbekannten «Splügen»-Bar. Hier ist seit einigen Wochen immer am Mittwoch die «Soundstube» einquartiert. Heute ist Tom Waits angesagt, mit dem sich «jeder der einmal einen Durchhänger hatte, identifizieren kann. Der historische Rahmen und die Landschaften draussen lösen sich ab, aber das Innere bleibt sich gleich – die flackernden Neonschriftzüge im Hintergrund, der sklerotische Deckenventilator, das aufgesprungene rote Skai-Leder der Barhocker, die staubbedeckten Schnapsflaschen, die sechs oder sieben einzeln sitzenden Jammergestalten, ein leerer Stuhl zwischen jeweils zweien von ihnen, der Zigarettenautomat (...) und natürlich die Jukebox.» (Luc Sante)
In der Splügen-Ecke herrscht gediegene Atmosphäre an diesem Abend. Keine Jammergestalten, kein Armutszeugnis. A. gesellt sich zu den ersten Gästen an die Bar und trinkt ein Glas Roten. T., Jahrgang 1967, ehemals Stadtkulturjournalist beim «St.Galler Tagblatt», heute CVP-Parteisekretär, legt grad eine neue Waits-Platte auf. Und sobald diese unverkennbare, kehlige, verrauchte, kraftstrotzende Stimme den Raum erfüllt, steigt in A. diese angenehme Wehmut auf, diese spezielle Form privilegierter Melancholie.
A. scheint nicht der einzige zu sein, der in wohltemperierter Soundstube fröhliche Traurigkeit geniesst, sich wohl und wohler fühlt und tief und tiefer in einen der gut positionierten Fauteuils sinkt. Inzwischen hat sich die Stube mit zahlreichen Gästen gefüllt, Frauen und Männer zwischen 20 und 60. Es ist, als beseelte Tom Waits' Stimme jede und jeden mit Sanftmut, und es ist noch nicht mal Mitternacht, als A. rotweintrunken in den Vorräumen jener Glückseligkeit ankommt, deren Hinterausgang 3 Uhr nachts im kalten Gefühlsaufenthaltsraum der Einsamkeit endet.
Das böse Erwachen am nächsten Morgen in der Zweizimmer-Wohnung: Jene Verrauchtheit der Stimme, die aus den Lautsprechern kam, klebt nun in A.s Kehle, als sich seine Stimme telefonisch krankmeldet. Doch nun ist es eine ungemütliche Verrauchtheit, die in den Hörer schleicht, authentische Verrauchtheit, die gefährlich plausibel nach Krankheit klingt.
Warum aber klang sie gestern noch so gemütlich, diese Stimme? Die Lieblingspose von Waits ist ja alles andere als die eines Stubenhockers, sondern die des Landstreichers, des Gammlers, des versoffenen Pianisten, dessen sukzessiver gesellschaftlicher Abstieg ihn schliesslich dazu verdammt, in den trostlosesten Kaschemmen zu spielen. Und so potenziert sich die angenehme Wirkung der Tom Waits-Songs auch durchs Prinzip der Gegensätzlichkeit: Die nasse Kälte der winterlichen Strasse, aus der die Stimme durch die Lautsprecher in die wohltemperierte Soundstube sickert. Stube also: Ort, in dem sich ein unheimlicher Horror-Film derart auswirkt, dass wir uns noch heimeliger ins Sofa drücken; wo wir uns sicher fühlen vor allem Unheil der grossen weiten Welt, uns unserer Sicherheit vergewissern, indem wir den Alptraum nicht mehr selber träumen oder gar real erleben müssen, sondern nur noch konsumieren. So ähnlich meinte es wohl Richard Ford in seinen «Notizen eines Fans»: «Durch das privilegierte Guckloch, durch das wir auf die nächtliche Seele eines Tom-Waits-Songs sehen, ist es immer drei Uhr nachts».

Das Fanatorium

«Fanatorium»: Schon der wortspielerische Untertitel zur Soundstube deutet darauf hin: Hier geht es um Fan-Kultur, um Leidenschaft. Mittwoch für Mittwoch legt ein solcherart Besessener seine Lieblingsbands auf. Und schafft sich und den Soundstubenhockerinnen und -hockern einen kleinen grossen Erinnerungs- und Gefühlskosmos. Zum Beispiel V., der schon in der Elternstube vom Country-Virus befallen wurde (Hank Williams). Oder W., der Plattenhändler, der in den späten Sechzigern im «Africana» auf die musikalische Welt kam und seither ein wandelnder Legendenschreiber in Sachen Siebziger-Musik, Hippie-Sound und Reggae ist (Die Africana Legende).
Oder X., Jahrgang 1963, der seine Ohren dem Progrock verschrieben hat. Aufgewachsen als Kind eines italienischen Fabrikarbeiters und einer italienischen Fabrikarbeiterin in einem Wohnblock in Goldach. Der damalige Lebensmittelpunkt: das tiefe Sofa-Tischchen mit Steinmosaik. Das weitere Stubenmobiliar: Eine dominante Wohnwand, darin 7 bis 8 Bücher. Das dreiteilige Sofa, daneben ein Gummibaum; 3 Fauteuils; 1 Spannteppich. Neben dem (nur sonntags benutzten) Esstisch ein TV-Apparat, darunter Platz für die Magia-Disci. Ruhe und Sicherheit: Das sind die Gefühle, die X. mit seiner Kinderstube verbindet. Aber auch Würfelspiel und Familienleben. Das Wichtigste: Musik. Hier, in den frühen Siebzigern, verfolgte der kleine X. die ersten TV-Musiksendungen.
Dreissig Jahre später lebt X. in einer Altstadtdachwohnung in St.Gallen. Die Stube, die er nun für sich allein beansprucht, ist grösser geworden – und steht ganz im Dienst der Musik. Hier hat er sich seine ganz private Soundstube eingerichtet: 1 Sofa, 2 kleine ovale Tischchen, die Stereoanlange und zwei gut postierte Standlautsprecher. Kommt er abends nach Hause, legt er eine Platte auf, am liebsten Pink Floyd, setzt sich ins Sofa und schwebt ins All. Pink Floyd als akustische Inneneinrichtungsanstalt.
Y., Jahrgang 1967, Radio-Journalist und Bob Dylan-Fan, ist der Hauptinitiant der Soundstube. Zuallererst war da die Sehnsucht nach einem Raum, in dem er mit anderen gemeinsam Musik hören kann. Irgendwann war seiner Freundin die stimmliche Dauerpräsenz von Bob Dylan in der gemeinsamen Wohnung zu viel. Also versuchte es Y. mit Kopfhörern – vergeblich: Zu gross war der Wunsch nach jener Art des gemeinsamen Musikhörens, die er schon in früher Jugend schätzen gelernt hatte.
Ganz am Anfang die Kinderstube. Der Vater, Elektriker, hatte ein System ausgetüftelt, mit dem er das Spultonband direkt mit dem TV-Lausprecher verbinden konnte, sodass die Familie beim Hören der Hitparade nicht mehr schweigen musste wie vorher, als der Vater die Musik noch mit einem Mikro aufnahm, das er an den TV-Lautsprecher richtete, sodass dabei auch sämtliche Stubengeräusche, das Blättern der Zeitung oder auch nur das Beissen in den Apfel, mit aufgenommen wurden.
Die Stubengeschichte geht weiter: Mitte achtziger Jahre, während seiner Lehre in einer WG in Maienfeld. Später in der offenen Independent-Stube in der Wohnung eines Kollegen in Rorschach.
Musik hören und gemeinsam darüber diskutieren: Y. geht es darum, dass das gemeinsame Musikhören zum Aus-

So sitzt man dann bei N. zuhause auf einem alten Plüsch-Sessel aus dem alten Seeger und schaut sich bei O. auf einem alten Kino-Sessel aus dem alten Apollo Stummfilme an aus den Zwanzigern.

Der junge Mann aus gutgeheizter Stube verkleidet sich an diesem dunkelkalten Winterabend als Tramp, während A. auf dem Holzstuhl in seiner 2-Zimmer-Wohnung sitzt und Schönerwohnen übt.

tausch führt – und damit auch zur Auseinandersetzung.
Gleichzeitig sind die Abende, die in der Soundstube gestaltet werden, immer auch Bekenntnis desjenigen, der seine Lieblingsplatten auflegt. Für einen Abend erfüllt er die Soundstube mit seinem musikalischen Kosmos, lässt die Gäste darin Platz und daran teilnehmen – und öffnet so ein Stück weit seine private Gefühlsstube. Es sind fast ausschliesslich Männer, die ihre Privatsammlungen präsentieren. Nur sind es nicht mehr die Geweihe der Hirsche, die sie auf ihren Jagdzügen erlegt haben. An den Wänden hängen die Heiligenbilder der Rockgeschichte. Die modernen Jäger stöbern an den Samstagnachmittagen in den Plattenläden ihres Vertrauens und kommen mit Schallplatten unterm Arm nach Hause. Der Sex-Appeal des Jägers findet seinen Ausdruck in seiner Schallplattensammlung. Wie sagte doch Pierre Bourdieu in einem Interview: «Mit nichts kann man seine ‹Klasse› so gut herausstreichen wie mit dem Musikgeschmack, mit nichts auch wird man so unfehlbar klassifiziert.»

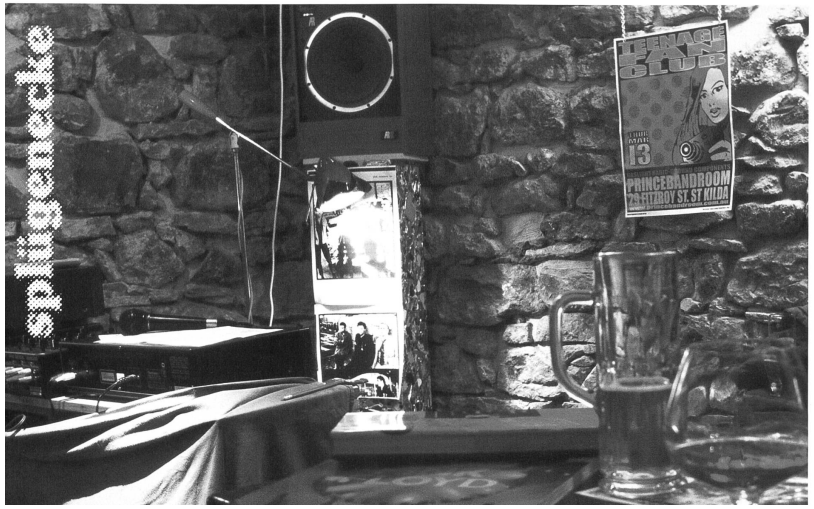
Stobete im Café Gschwend

Und wieder pendelt A. zwischen den Stuben der Stadt. Schnüffelt nach Indizien des eigenen Unglücks, sammelt verbrauchte Eindrücke und vor allem liest er von der Strasse Einzelteile hingeworfener Sätze auf, geistreiche Krankheiten, durchnässte Melodiefetzen, Gebrauchtgedankensplitter, ein altgedientes Nachttischlein und aus heiterem Himmel ein Augenaufschlag. Manchmal aber hat er genug von all der Aufschnapperei. Erleichterungshalber geht er dann zstobete. Zum Beispiel ins Café Gschwend, wo auf Einladung der evangelisch-reformierten Kirchgemeinde an diesem Sonntagmittag die «Toggenburger Original-Striichmusik» spielt. Die Tische sind fast bis auf den letzten Platz besetzt: Es liegt etwas Evangelisch-Puritanisches in der Luft, und über den Tellern schmünzelt seltsam natürlich wirkende Anständigkeit. Am Kopf des Tisches, wo die Instrumente herumstehen, sitzen in rotweisser Toggenburger Tracht die Musiker und in blauweisser die Musikerin. Jetzt wird Kaffee getrunken und der eine oder andre Schnaps, die Musikanten stehen auf, packen ihre Instrumente, nehmen Stellung ein: die Frau links am Hackbrett, etwas dahinter die beiden Geiger, dann der Cellist und rechts der Kontrabassist.
Zwei Dinge sind es, die ins Auge springen: die traumwandlerisch abwesenden, im luftleeren Raum streifenden Augen der Streicher – und die Fleissigkeit, mit der die Hackbrettspielerin in bieder zugeknöpfter Tracht mit ihren Schlägern arbeitet. Überhaupt liegt fast schon bedrohliche Friedlichkeit in der Stubenluft, das weisse Tischtuch riecht nach Waschmittelpulver, während A. die Augen schliesst und an das schöne Bild «Alpstobete» von Emil Rittmeyer aus dem Jahre 1865 denkt, das er einst gesehen hatte: Auf einer Alp im Alpstein waren ganz viele, meist junge Frauen und Männer, und sie tanzten miteinander rund um ein kleines Bretterbühnchen, auf dem, unter einem Sonnenschirm, ein Fidler und ein Hackbrettspieler aufspielten. Was A. so gefiel und wonach er sich dabei sehnte: die Fröhlichkeit auf den Gesichtern der tanzenden Paare und die zigeunerische Ausgelassenheit.
140 Jahre später wird nicht getanzt zur tänzerischen Musik. Der eine oder andere Finger klimpert leise aufs Tischtuch, da und dort werden Augenblicke getauscht. Es ist diese seltsame Frühnachmittagsmüdigkeit, die nur an Sonntagen eintritt – jedenfalls fiel der Mann aus guter Stube, begleitet von den schönen Klängen der Toggenburger Original Striichmusig, in einen narkotisierten Zustand. Träumte vor sich hin und begann

Ein guter Stubengast, so dachte er, kann nur sein, wer ein guter Stubengastgeber ist. Eine gute Stube kann nur sein, wenn der Gast auch Gastgeber und der Gastgeber auch Gast sein kann.

innerlich zu tanzen zur lüpfigen Musik, doch als er aus seiner Phantasie gerissen wurde, da nun die Teller vom Tisch geräumt werden, befand er sich wieder in dieser puritanischen Sitzgesellschaft im evangelischen Café.

Im Café Deseado

Auf der Suche nach der offenen Stube, in der es ihm gefällt, wo verbindliche neue Geschichten ihren Lauf nehmen (und daraus Kinder entstehen und weiter ungemütliche Ideen), hatte er eines vergessen: den freien Himmel – und den Tanz. Ein guter Stubengast, so dachte er, kann nur sein, wer ein guter Stubengastgeber ist. Eine gute Stube kann nur sein, wenn der Gast auch Gastgeber und der Gastgeber auch Gast sein kann. Und ein richtiger Stubengeher soll sich das alte Toggenburger Volkslied zu Herzen nehmen und es beim Schlüpfen in den Sonntagskittel vor sich hinsummen: «Wenn die Buebä z'stobete gönd, leggets s'schönst Gwand a wo's hend, z'stobete gön mer de Lüüte z'leid, gön nöd vorem Morgä hei.» Poliert seine Schuhe, bis dass sie glänzen und macht sich leichten Schrittes auf den Weg, tanzt der Nase nach, bis er in jenem imaginären Café landet, das sich an gewissen Tagen in ein reales verwandelt.
Zum Beispiel auf einer Verkehrsinsel, wo der Bandoneonist sein Instrument auspackt und zu spielen beginnt. Der Mann aus guter Stube beginnt zu tanzen, und irgendwann, längst ist's dunkel geworden, verwandelt sich die Verkehrsinsel in eine offene Stube: Inzwischen ist auch der Kontrabassist auf der Insel gelandet und zupft die Saiten. Passantinnen und Passanten verwandeln sich in Tänzerinnen und Tänzer. Es ist warm in dieser Winternacht. Nur Z. ist noch nicht erschienen. Doch hinten am Horizont liegt Patagonien.

Adrian Riklin, 1967, lebt als Texter und Schauspieler in St.Gallen